



**Aus:**

*Marion Müller, Christian Steuerwald (Hg.)*

**»Gender«, »Race« und »Disability« im Sport**

Von Muhammad Ali über Oscar Pistorius  
bis Caster Semenya

Mai 2017, 286 Seiten, kart., zahlr. Abb., 29,99 €, ISBN 978-3-8376-3425-9

Die Kategoriensysteme Geschlecht, Ethnizität und Behinderung haben im Sport eine besondere Bedeutung. So gibt es beispielsweise in keinem anderen Bereich der modernen Gesellschaft eine so selbstverständliche und legitim erscheinende Segregation nach Geschlecht und Behinderung. Auch Rassismus ist nach wie vor ein großes Thema im Sport: Obwohl es mittlerweile keine »color-line« mehr gibt, ist die ethnisch-nationale Herkunft immer noch primäres Merkmal der Mannschaftsbildung.

Dieser Band unternimmt eine vergleichende Analyse der sozialen Kategorien »gender«, »race« und »disability« und deckt ihre Konstitutionslogiken und Interferenzen im Kontext des Sports auf.

**Marion Müller** (Prof. Dr.) ist Professorin für Soziologie an der Universität Tübingen.

**Christian Steuerwald** (Dr. phil.) ist Lehrkraft für besondere Aufgaben an der Universität Bielefeld und der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

[www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3425-9](http://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3425-9)

# Inhalt

---

## ***Gender, race und disability***

Einführende Überlegungen zur Bedeutung sozialer Zugehörigkeiten im Sport und in der (Sport-)Soziologie  
Marion Müller/Christian Steuerwald | 7

## **GENDER**

### **Geschlechterdifferenzen im Sport**

Leistungsklassen, selektive Geschlechtertests und die Reproduktion weiblicher Unterlegenheit  
Karolin Heckemeyer | 25

### **Die Furcht vor dem sowjetischen Mannweib**

Die Einführung von Geschlechtertests bei Olympischen Spielen im Kalten Krieg  
Stefan Wiederkehr | 51

### **Frauen, Männer und gestählte Körper**

Bodybuilding und Geschlecht  
Antje Dresen/Mischa Kläber | 77

## **RACE**

### **Zur Anatomie des wissenschaftlichen Rassismus**

Rassistische Reaktionen auf die Leistungen schwarzer Athleten  
Patrick B. Miller | 111

### **Warum machen Unterschiede einen Unterschied?**

Zur Bedeutung von Hautfarbe, sozialer Herkunft und Geschlecht im Boxsport  
Christian Steuerwald | 143

## **Rocky**

Jan Phillip Reemtsma | 177

## **»Rasse« und Sport**

*Critical Race Theory*

Kevin Hylton | 203

## **DISABILITY**

### **»Inklusion« im Sport**

Historische Aspekte

Bernd Wedemeyer-Kolwe | 225

### **»You know you're not part of it.«**

Zur Konstruktion von Unvergleichbarkeit

behinderter Menschen im

(Hochleistungs-)Sport

Marion Müller | 243

**Autorinnen und Autoren** | 283

## ***Gender, race und disability***

### Einführende Überlegungen zur Bedeutung sozialer Zugehörigkeiten im Sport und in der (Sport-)Soziologie

---

MARION MÜLLER/CHRISTIAN STEUERWALD

*Gender, race* und *disability* waren und sind wichtige Personenkategorien im Sport und zwar sowohl für die Organisation sportlicher Wettkämpfe als auch bei deren soziologischer Analyse. So gibt es vermutlich in kaum einem anderen Gesellschaftsbereich außer dem Sport heute noch eine so selbstverständliche Segregation nach Geschlecht und Behinderung, die noch dazu sowohl von den Beteiligten als auch den Zuschauern als vollkommen legitim wahrgenommen wird. So werden mittlerweile selbst Ehen in vielen Ländern nicht mehr zwingend an die Geschlechtszugehörigkeit geknüpft und Kinder mit Behinderungen dürfen in die Regelschule gehen. Während es also insgesamt zu einer stetig weiter voranschreitenden »De-Institutionalisierung« (Heintz/Nadai 1998) der Differenz zwischen Frauen und Männern resp. Menschen mit und ohne Behinderung kommt, stößt die kategorische Trennung bzw. der komplette Ausschluss von Frauen bzw. Menschen mit Behinderung im Sport kaum auf Widerstand (vgl. Block 2014; Le Clair 2012).

Im Gegensatz zu *gender* und *disability* fungieren ethnische bzw. »rassische« Differenzen mittlerweile kaum mehr als (formales) Ausschlusskriterium im Sport. Wie die häufige Verwendung rassistischer Stereotype in der Sportberichterstattung jedoch zeigt, gelten Hautfarbe und Abstammung nach wie vor alltagstheoretisch als leistungsrelevante Merkmale. Und auch in der Sportmedizin werden Korrelationen zwischen Hautfarbe und sportlichem Erfolg bis heute mit Verweis auf die angebliche Existenz physiologischer Unterschiede zwischen Schwarzen und Weißen erklärt (vgl. Buffington/Fraleay 2008; Davis/Harris 1998; Entine 2000; Hawkins 2010; Hoberman 1997). Darüber hinaus fungiert die eth-

nische Zugehörigkeit als Kriterium der Mannschaftsbildung, so etwa wenn ethnische Sportvereine entlang von Abstammungsunterschieden gebildet werden und zwar unabhängig von der Staatsbürgerschaft (vgl. Soeffner/Zifonun 2008; Stahl 2011).

Diese große Bedeutung zugeschriebener Merkmale im Sport steht also in einem gewissen Widerspruch zum Selbstverständnis der modernen Gesellschaft, in der die Annahme gilt, dass die Zugangschancen prinzipiell für jeden Menschen gleich sein sollten. Vor diesem Hintergrund sowie angesichts der expliziten Leistungsorientierung im Sport erstaunt die Persistenz dieser drei sozialen Zugehörigkeiten für die Zugangschancen im Sport umso mehr. Denn eigentlich dürften zugeschriebene Merkmale heutzutage keine Rolle mehr spielen für Fragen der Inklusion und Leistungsbewertung (vgl. Müller 2009). Wenn es also nur darum gehen würde, festzustellen, wer in einer Sportart die beste Leistung erbringt, dürfte grundsätzlich niemand ausgeschlossen werden, da ein solcher Ausschluss die Idee der Höchstleistung letztlich ruinieren würde (vgl. von Krockow 1974). Damit rückt der Sport in den Fokus und berührt eine Grundfrage der Soziologie: die Frage nach der Ursache für die Persistenz askriptiver Mechanismen in einer modernen meritokratischen Gesellschaft.

## **DER MODERNE SPORT UND DIE SOZIOLOGIE DER (PERSONALEN) KATEGORISIERUNG**

Im Mittelpunkt des Sports steht bekanntlich die Ermittlung der besten sportlichen Leistung innerhalb einer Disziplin. Die erfolgt i.d.R. durch den Vergleich körperlicher Leistungen im Rahmen sportlicher Wettbewerbe. Solche Vergleiche lassen sich als Beobachtungsinstrumente verstehen, mit deren Hilfe durch die »Kombination von Gleichheitsunterstellung und Differenzbeobachtung« zwischen den jeweiligen Einheiten (in unserem Fall den SportlerInnen) eine Beziehung oder genauer: eine Rangfolge hergestellt wird (vgl. Heintz 2010: 164). Um aber überhaupt Unterschiede feststellen zu können, setzt jeder Vergleich in einem ersten Schritt die Behauptung von Kommensurabilität zwischen den miteinander verglichenen Einheiten voraus (Heintz 2010, 2016). Das wiederum bedeutet nichts Anderes, als dass die Ausgangsbedingung eines jeden Vergleichs die Zuordnung der Vergleichseinheiten zu einer gemeinsamen Kategorie ist. Denn tatsächlich entscheidet die kategoriale Zugehörigkeit darüber, wer überhaupt mit wem verglichen werden darf. Vergleiche setzen also zum einen die Bildung entsprechender Kategorien voraus und zum anderen die Zurechnung der Einheiten zu diesen Kategorien (also einen personalen Kategorisierungsprozess).

Im Sport werden diese Kategorien, innerhalb derer körperliche Leistungen verglichen werden dürfen, üblicherweise als Leistungsklassen bezeichnet. Nur wenn die SportlerInnen derselben Kategorie angehören und damit überhaupt als miteinander vergleichbar gelten, werden je nach Sportart entlang eines ausgewählten Kriteriums Unterschiede zwischen ihnen beobachtet, also z.B. wer am weitesten springen kann. Die Entscheidung darüber, welche kategoriale Zugehörigkeit hierfür nun entscheidend ist – also wer letztlich mit wem verglichen werden darf – basiert nun interessanterweise nur bedingt auf leistungsrelevanten resp. sportlichen Einflussfaktoren. Tatsächlich scheint es sich um eine prinzipiell kontingente Entscheidung zu handeln, denn es ändern sich im Lauf der Zeit sowohl die Ansichten darüber, innerhalb welcher sozialen Kategorien sportliche Leistungen miteinander verglichen werden dürfen als auch entlang welcher Kriterien über die Zugehörigkeit zu den verschiedenen Kategorien entschieden wird.

Entgegen weit verbreiteter Annahmen waren beispielsweise Frauen nicht schon seit der Entstehung des modernen Sports systematisch ausgeschlossen und traten zunächst häufig auch noch mit den Männern gemeinsam an oder sogar gegen sie. Das gilt z.B. für den Fußball, wo die Frauen erst seit den 1920er Jahren durch Verbote der nationalen Dachverbände sukzessive exkludiert wurden (vgl. Müller 2007). Im Boxsport lassen sich ähnliche Entwicklungen mit Bezug auf die Teilnahmeverbote für Menschen mit dunkler Hautfarbe beobachten (vgl. Steuerwald in diesem Band). Auch Menschen mit Behinderungen nahmen zunächst an den Wettbewerben nicht-behinderter SportlerInnen teil und wurden erst in den vergangenen 20 bis 30 Jahren zunehmend systematisch aus vielen Sportarten verdrängt und auf Wettbewerbe des Behindertensports verwiesen (vgl. Wedemeyer-Kolwe in diesem Band).

Neben derartigen historischen Veränderungen bzgl. der jeweils relevanten Ausschlusskategorien des Sports wandelten sich aber auch die Kategorisierungsprozesse selbst, die zunehmend nicht mehr durch sportinterne Vorgänge, sondern mit Hilfe medizinischer oder physikalischer Tests durchgeführt werden. Auf diese Weise soll dann z.B. im Vorfeld eines sportlichen Wettbewerbs entschieden werden, wer eigentlich eine Frau ist und wer nicht. Die relevanten Zurechnungskriterien hierfür veränderten sich im Lauf der Zeit: Während es in den 1960-1990er Jahren noch Genitalien und Chromosomen waren, gelten heute Hormone als primäres Merkmal für die Unterscheidung von Frauen und Männern (vgl. Wiederkehr und Heckemeyer in diesem Band). Ein weiteres Beispiel sind biomechanische Gutachten, die darüber entscheiden, ob SportlerInnen mit Prothesen tatsächlich noch »behindert« sind und einen Nachteil im Vergleich zu nicht-behinderten AthletInnen haben (vgl. Müller in diesem Band).

Ausgehend von diesen Überlegungen widmet sich der vorliegende Band der Analyse der drei Personenkategorien *gender*, *race* und *disability* im Kontext des Sports, die von uns als prinzipiell kontingente kulturelle Differenzierungen von Menschen verstanden werden. Es handelt sich also nicht etwa um gegebene Unterschiede zwischen Menschen, sondern diese müssen erst mehr oder weniger aufwendig hergestellt bzw. aufrechterhalten und als Markierung sozialer Zugehörigkeit interpretiert werden. Ziel dieses Sammelbands ist es, eine Verbindung zwischen der Soziologie des Körpers und des Sports und einer allgemeinen Soziologie der personalen Kategorisierung bzw. der Humandifferenzierungen (Hirschauer 2014) herzustellen. In diesem Sinne werden in den nachfolgenden Beiträgen die Konstruktion und Reproduktion der Personenkategorien *gender*, *race* und *disability* sowie deren soziale Folgen im Kontext sportlicher Praktiken und Strukturen untersucht.

Im Unterschied zur bereits bestehenden sportwissenschaftlichen und sportsoziologischen Literatur zur Bedeutung von Geschlecht, Ethnizität und Behinderung im Sport, in deren Mittelpunkt häufig Identitätsbildung oder Diskriminierungsprozesse stehen (vgl. z.B. Gieß-Stüber/Sobiech 2006), ist unser gemeinsamer Ausgangspunkt der Prozess der Kategorisierung selbst. Auf diese Weise soll vermieden werden, Frauen, Männer, Ethnien, »Rassen« bzw. Menschen mit Behinderung als homogene Einheiten zu betrachten und ihnen entsprechende »Identitäten« zu unterstellen. Stattdessen stehen die Konstruktionsprozesse der verschiedenen sozialen Zugehörigkeiten, der Wandel ihrer Bedeutungen in den einzelnen Sportarten sowie die Gleichzeitigkeit ihrer Herstellung im Vordergrund. Durch einen Vergleich der Wirkungen und Mechanismen von *gender*, *race* und *disability* im Kontext sportlicher Praktiken erhoffen wir uns neue Einsichten sowohl für die Sportsoziologie als auch für die Soziologie der personalen Kategorisierung.

## **GENDER, RACE UND DISABILITY**

Beim Vergleich der drei Personenkategorien *gender*, *race* und *disability* lassen sich eine ganze Reihe von Gemeinsamkeiten aber auch Unterschiede zwischen ihnen feststellen – und zwar sowohl in Bezug auf die alltagsweltlichen Annahmen über Geschlechtszugehörigkeit, ethnische bzw. »rassische« Herkunft und Behinderung als auch bzgl. einer sozialwissenschaftlichen Analyseperspektive.

Alltagstheoretisch gelten die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht, einer Ethnie bzw. »Rasse« sowie eine Behinderung als *askriptive* Merkmale, über die die »Betroffenen« sozusagen selbst nicht entscheiden können. Sie werden als quasi



*natur-gegebene* Eigenschaften von Menschen wahrgenommen, auf deren Basis diese dann zu größeren sozialen Kategorien zusammengefasst werden. Darüber hinaus wird i.d.R. angenommen, dass diese Zugehörigkeiten *invariant* sind und im Verlauf eines Menschenlebens zumindest nicht ohne sehr viel Aufwand gewechselt werden können. Das gilt sowohl für das Geschlecht (vgl. Hirschauer 1994) ebenso wie die ethnische Herkunft bzw. die »Rasse« (vgl. Brubaker 2016) als auch den Status als »Behinderter« (Bendel 1999).

Die meisten Menschen gehen davon aus, dass die kategoriale Zuordnung aufgrund mehr oder weniger sichtbarer *Körpermerkmale* (z.B. Genitalien, Hautfarbe und körperliche Integrität) oder anderer äußerlicher Kennzeichen erfolgt, wie der Gestalt, der Kleidung, bestimmter Requisiten (z.B. Krücken, Rollstuhl) oder dem Benehmen. Die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht oder einer »Rasse« ebenso wie die Feststellung einer Behinderung gelten im Alltag also letztlich als biologisch bestimmbarer Sachverhalt und damit als quasi-natürliche Differenzierung zwischen Menschen. Damit verbunden werden dann häufig bestimmte Annahmen über das Verhältnis von Kategorie und Gegenkategorie oder genauer: die Beziehung zwischen den Angehörigen der verschiedenen Ausprägungen dieser Kategorien. So wird i.d.R. unterstellt, dass Männer – zumindest im Durchschnitt – größer und stärker sind als Frauen, Schwarze gelten als kräftiger und sportlicher als Weiße und Menschen mit Behinderung als körperlich oder kognitiv eingeschränkt im Vergleich zu Nicht-Behinderten. Auf derartigen alltagstheoretischen Unterstellungen basieren dann sowohl die Bildung von Leistungsklassen im Sport (im Fall von Geschlecht) als auch der generelle Ausschluss der Angehörigen einer kategorialen Ausprägung (Sportler mit Behinderungen) (vgl. Müller 2006).

Neben diesen körperlichen Unterschieden zwischen Frauen und Männern, Menschen mit unterschiedlicher Hautfarbe und Menschen mit und ohne Behinderung werden außerdem häufig noch so etwas wie »anerzogene« resp. kulturelle Differenzen unterstellt. Frauen werden eben nicht nur für körperlich schwächer als Männer gehalten, sondern häufig auch für emotionaler, empfindlicher und anpassungsbereiter (vgl. Hausen 1976). Ebenso wird dunkelhäutigen Menschen immer wieder unterstellt, dass die sichtbaren körperlichen Unterschiede im Vergleich zu Weißen auch mit anderen Differenzen bzgl. Intelligenz und Impulskontrolle einhergingen (vgl. z.B. Herrnstein/Murray 1994). Und die Kategorisierung als Mensch mit Behinderung impliziert ja bereits die Zuschreibung eines Kompetenzdefizits bzw. einer *sozialen* Einschränkung (vgl. Bendel 1999). Die Unterscheidung behindert/nicht behindert enthält daher vermutlich die deutlichste Asymmetrie der hier behandelten Kategorien.

Diese Differenzierung zwischen biologisch, quasi-natur-gegebenen und kulturellen, sozial bedingten Unterschieden zwischen Geschlechtern, »Rassen« und Menschen mit und ohne Behinderung findet sich auch in der sozialwissenschaftlichen Beschreibung dieser drei Kategorien. So unterscheidet die Geschlechterforschung seit den 1970er Jahren zwischen dem biologischen Geschlecht (*sex*), das sich vor allem auf anatomische, physiologische, hormonelle und chromosomale Differenzen bezieht, und dem sozialen Geschlecht (*gender*), mit dessen Hilfe Unterschiede bzgl. der sozial geprägten Verhaltenserwartungen und Tätigkeiten beschrieben werden sollten (vgl. Gildemeister/Hericks 2012: 189ff.). Eine ähnliche Differenzierung findet sich auch in der Forschung zu Race and Ethnic Relations, in denen der Versuch einer vollständigen Abschaffung des »Rassen«-Begriffs zwar scheiterte, aber sich mittlerweile eine Art arbeitsteiliges Vorgehen etabliert hat, bei dem körperlich sichtbare Differenzen, wie Hautfarbe, tendenziell eher unter *race* subsumiert und von weniger im Körper verortbaren, kulturellen Unterschieden im Verhalten und den Eigenschaftszuschreibungen unterschieden werden. Letztere werden dann meist als *ethnicity* oder *culture* beschrieben (vgl. Bös 2005). Analog wird in den Disability Studies zwischen *impairment*, das sich auf die körperliche Schädigung bezieht, und *disability* differenziert, der vermeintlich aus ersterer resultierenden sozialen Beeinträchtigung (vgl. Waldschmidt 2004).

Während in den Sozialwissenschaften zunächst nur die eine Hälfte dieser Unterscheidungen, nämlich *gender*, *ethnicity* und *disability* als prinzipiell kontingente kulturelle Konstrukte verstanden wurden, gelten mittlerweile auch die körperlichen Differenzen von *sex*, *race* und *impairment* als Ergebnis sozialer Definitionsprozesse. Entgegen der alltagsweltlichen Vorstellung von der angeblichen biologischen Eindeutigkeit bei der Kategorisierung von Frauen, Männern, Schwarzen Weißen oder behinderten bzw. nicht behinderten Menschen, konnte anhand zahlreicher Studien gezeigt werden, dass auch der Körper sowie die biologischen Merkmale *sex*, *race* und *impairment* historisch und kulturell variabel sind. Historische Studien zeigen, dass es sich bei den drei Personenkategorien selbst um neuzeitliche Erfindungen handelt. Demnach ist die »Rassen«-Kategorie ein Produkt des 17. Jahrhunderts (Bernasconi 2001; Wheeler 2000), die Geschlechterkategorie erfährt im 18. und 19. Jahrhundert eine Neuinterpretation (Hausen 1976; Frevert 1995) und »Behinderung« als Charakterisierung von Menschen taucht sogar erst im 20. Jahrhundert auf (Schmuhl 2007). Die Biologisierung der Differenzen – also die Zurechnung der Unterschiede auf die Natur und den Körper – aus denen dann sozusagen beliebig soziale Folgen abgeleitet werden können, geschah jedoch erst im Verlauf des 19. bzw. Anfang des 20. Jahrhunderts. An diesem Prozess waren (und sind) vor allem vergleichende Ana-

tomen und Mediziner beteiligt, die beeinflusst von kulturellen (sowie ästhetischen und normativen) Vorannahmen im Rahmen »wissenschaftlicher« Untersuchungen, körperliche Differenzen zwischen Frauen und Männern, den Angehörigen verschiedener »Rassen« sowie behinderten und nicht behinderten Menschen als »Faktenwissen« etablieren konnten (vgl. Honegger 1992; Laqueur 1992).

Derartiges biologisches Wissen über körperliche Differenzen zwischen verschiedenen Menschen bzw. dessen alltagstheoretische Adaptionen spielt im Sport auch heute noch eine wichtige Rolle und kommt nahezu unweigerlich bei der Beobachtung und dem Vergleich von Körpern bei der sportlichen Praxis zum Einsatz. Insofern entsteht der Eindruck, es ginge im Sport vor allem um biologische Differenzen, also *sex*, *race* und *impairment*, auf die dann meist auch verwiesen wird, um Über- oder Unterlegenheit zu erklären, Leistungsklassen zu bilden oder Ausschlüsse zu legitimieren. Tatsächlich lassen aber die meisten der im Folgenden kurz vorgestellten Beiträge eher vermuten, dass diese Unterschiede erst durch den Sport sichtbar gemacht oder sogar überhaupt hergestellt werden.

## DIE BEITRÄGE

Ziel der in diesem Band gesammelten Beiträge ist es, die Persistenz der drei Kategorien *gender*, *race* und *disability* im Bereich des Sports genauer zu analysieren. Da sich die meisten der Aufsätze schwerpunktmäßig auf eine der genannten Dimensionen beschränken, haben wir sie entsprechend sortiert und den Band in drei Teile geteilt. Im Mittelpunkt aller Beiträge stehen Fragen nach der Relevanz dieser Personenkategorien als Teilungsdimensionen beim sportlichen Wettbewerb allgemein, ihrem historischen Wandel sowie nach ihrer Bedeutung innerhalb einzelner Sportarten (z.B. Bodybuilding, Boxen, Leichtathletik). Teilweise werden auch einzelne Fälle, Personen, Ereignisse oder institutionalisierte Praktiken des Sports herausgehoben und bzgl. ihrer Folgen in Bezug auf *gender*, *race* oder *disability* analysiert (z.B. Muhammad Ali, Oscar Pistorius, Markus Rehm). Auf diese Weise werden theoretische Überlegungen zu den einzelnen sozialen Kategorien mit sportsoziologischen und sporthistorischen Perspektiven konstruktiv verbunden. Im Folgenden werden die einzelnen Beiträge nun kurz vorgestellt und in die Gesamtidee des Sammelbands eingeordnet.

## **Sex, gender und Sport**

Im Zentrum des Beitrags von *Karolin Heckemeyer* stehen die aktuellen Probleme der Geschlechterkategorisierung im Sport bzw. der Wandel der Kriterien, auf deren Grundlage Menschen als Frauen klassifiziert werden. Dazu hat sie die Regeländerungen des Leichtathletik-Weltverbandes (IAAF) und des Internationalen Olympischen Komitees (IOK) in den vergangenen Jahren untersucht, mit denen die ältere Praxis der sog. »Gender Verifications«, also der Überprüfung der Geschlechtszugehörigkeit auf der Basis von Chromosomentests, abgelöst wurde. Während noch vor wenigen Jahrzehnten primäre Geschlechtsmerkmale (Vagina, Gebärmutter) resp. die DNA (Existenz zweier X-Chromosomen bzw. die Abwesenheit eines Y-Chromosoms) als entscheidender Faktor für die weibliche Geschlechtszugehörigkeit galten, sind es heute vor allem das Vorhandensein bestimmter Hormone in Blut und Urin. Im Fokus der Aufmerksamkeit stehen nun vor allem besonders leistungsstarke Frauen, die als Grenzgängerinnen wahrgenommen werden: Das betrifft zum einen Frauen, deren äußeres Erscheinungsbild gängigen Weiblichkeitsstereotypen widerspricht, und/oder solche, die nicht immer schon Frauen waren. Hier zeigt sich außerdem die Macht der Sportorganisationen bzgl. Fragen des Zugangs zu sportlichen Wettbewerben. Gleichzeitig lassen die Änderungen der Regelwerke erkennen, dass generelle Ausschlüsse nicht mehr so einfach möglich sind, sondern dass es eine Art Legitimationsdruck gibt, in dessen Folge die Sportverbände auf immer komplexere Verfahren zurückgreifen und zur Begründung der neuen Regelungen auf die Medizin verweisen.

*Stefan Wiederkehr* zeigt in seinem historischen Beitrag, dass die Geschlechterpolitik der großen Sportverbände eng mit einer gleichzeitigen ethnischen Differenzierung verbunden war. Anhand seiner Untersuchung der Einführung der Gender Verifications in den 1960er Jahren wird deutlich, dass die Tests vor allem auf die ihnen zugrundeliegenden ethnisch-kulturell bedingten unterschiedlichen Vorstellungen bzgl. der Geschlechterdifferenz in der westlichen Welt im Gegensatz zum sozialistischen Ostblock verweisen. Während in Westeuropa und den USA in den 1950-60er Jahren sozusagen noch das bürgerliche Leitbild eines streng hierarchischen aber komplementär ausgelegten Geschlechterverhältnisses des 19. Jahrhunderts vorherrschte, wurde in der DDR und der Sowjetunion für Emanzipation und Gleichberechtigung geworben. Die ethnische Herkunft und die damit verbundene politische Orientierung drückte sich also in Form einer anvisierten Angleichung der Geschlechterdifferenz und damit verbundenen unterschiedlichen normativen Vorstellungen von Weiblichkeit aus. Diese verschiedenen Ansichten spiegelten sich auch in den jeweils geltenden Schönheitsidealen, die wiederum besonders anschaulich im Hochleistungssport zum Ausdruck ka-

men. So wurden die muskulösen und häufig stark virilisierten Athletinnen aus dem Ostblock als Verstoß gegen die Geschlechterordnung des Westens verstanden und entsprechend sanktioniert.

Der Beitrag von *Mischa Klüber* und *Antje Dresen* schließlich beschäftigt sich am Beispiel des Bodybuildings mit der Frage nach dem Zusammenhang von funktionaler und geschlechtlicher Differenzierung. Demnach zielt die Logik des Bodybuildings prinzipiell auf eine explizit nicht geschlechtsspezifisch gebrochene Körperoptik ab. Anhand von Interviewdaten wird jedoch erkennbar, dass diese angebliche Geschlechtsneutralität im Freizeitsektor des Bodybuildings nur bedingt gilt. Und auch im Profibereich führte die (Wieder-)Einführung geschlechtsspezifischer Reglements mit dem Kriterium der Sichtbarkeit einer »weiblichen Physiologie« sowie einer »femininen Ausstrahlung« offensichtlich dazu, dass wir es letztlich doch mit geschlechtsdifferenzen Ausprägungen dieser Sportart zu tun haben.

### **Race, ethnicity und Sport**

Anders als in der internationalen sozialwissenschaftlichen Diskussion über Diskriminierungen im Sport üblich wird in der deutschsprachigen (Sport-)Soziologie die Personenkategorie »Rasse« meistens nicht thematisiert. Das geschieht i.d.R. deshalb, weil man in Folge der nationalsozialistischen Pervertierung des Begriffs die mit ihm implizit verbundene hierarchisierende Bewertung von Menschen vermeiden möchte. Demnach unterstellt bereits die Verwendung des Begriffs den Glauben an die Existenz distinkter Menschenrassen. In der Folge wird dann häufig einfach von Ethnizität bzw. ethnischen Unterschieden gesprochen, um den »Rasse«-Begriff zu ersetzen. Das geschieht jedoch meist unreflektiert und ohne Hinweis darauf, dass bei der Kategorisierung nach Hautfarbe i.d.R. eine andere soziale Zugehörigkeit insinuiert wird als bei der Kategorisierung nach Sprache oder Kultur. Wir haben uns hier explizit für die Thematisierung von »Rasse« bzw. *race* entscheiden, weil das sowohl im Sport als auch in der (internationalen) (Sport-)Soziologie eine durchaus übliche Personenkategorie ist (vgl. Cornell/Hartmann 2007). Ebenso wenig wie bei der Nennung von Geschlecht oder Behinderung geht es hier um eine essentialisierende Sichtweise auf diese Kategorien, bei denen Schwarze, Weiße, Frauen Männer, Menschen mit und ohne Behinderungen als objektiv definierbare Einheiten verstanden werden sollen. Stattdessen wird hier eine dezidiert wissenssoziologische Perspektive eingenommen, in der »Rasse« ebenso wie die anderen Kategorien als ein kontingentes Beobachtungsschema bzw. eine mögliche »Sicht auf die Welt« begriffen wird (Brubaker 2007: 97; Müller/Zifonun 2010). Tatsächlich macht es nämlich

einen Unterschied, ob Differenzen zwischen Menschen als »rassische« und damit in den Körper eingeschriebene Eigenschaften zugerechnet werden oder lediglich als anerzogene bzw. kulturell erworbene Verhaltensunterschiede. Da es dazu im deutschsprachigen Raum keine nennenswerte sportsoziologische oder sporthistorische Literatur gibt, haben wir uns dazu entschieden, zwei englischsprachige Aufsätze zu diesem Thema zu übersetzen und in gekürzter Fassung wiederabzudrucken. Auf diese Weise erhoffen wir uns u.a. eine breitere Rezeption dieser Diskussion in der deutschen (Sport-)Soziologie.

Der erste Beitrag dieses Abschnitts stammt von dem amerikanischen Sporthistoriker *Patrick B. Miller* und ist eine Art Klassiker. Er zeigt, wie rassistische Stereotype vor allem in denjenigen Gesellschaftsbereichen präsent waren und sind, in denen verstärkt die Körper von Menschen im Fokus stehen. Gleichzeitig werden im Tanz oder beim Sport »rassische« Differenzen auch sehr bewusst inszeniert und als Vorlagen zur Übertragung auf andere soziale Felder verwendet. Viele dieser Stereotype verweisen auf die Gegenüberstellung von »Natur« und »Kultur« oder werden zur Legitimation sozialer Ungleichheiten zwischen schwarzen und weißen Menschen instrumentalisiert. In seiner Aufarbeitung der US-amerikanischen Diskussion über den Einfluss von Hautfarbe im Sport zeigt Miller, dass sich auch heute noch im Sport ganz selbstverständlich verwendete rassistische Naturalisierungen finden lassen.

Ein eindrucksvolles Beispiel für den Wandel der Bedeutung »rassischer« Differenzen liefert *Christian Steuerwalds* kleine Geschichte des Boxsports. Wie sich anhand der Entwicklung des Boxens zeigen lässt, werden im Lauf der Zeit verschiedene Personenkategorien als relevante Teilungsdimensionen in die Sportart eingelagert. Eine Art Konstante hierbei scheint vor allem die soziale Herkunft zu sein, die sich in früheren Zeiten vor allem in Form der Standeszugehörigkeit ausdrückt und später als Abstammung aus einer bestimmten Klasse oder Schicht. So scheint bis heute vor allem die soziale Herkunft darüber zu entscheiden, ob man nun selbst boxt, boxen lässt oder nur dabei zuschaut. Geschlechterdifferenzen und Unterschiede der Hautfarbe scheinen hier letztlich nur eine untergeordnete Rolle zu spielen, und die sichtbaren Unterschiede zwischen Frauen und Männern bzw. Weißen und Schwarzen lassen sich primär als Ausdruck bzw. Inszenierung von Klassenunterschieden deuten.

Auch der Beitrag von *Jan Phillip Reemtsma* beschäftigt sich mit dem Boxsport und den komplizierten Interferenzen zwischen den Kategorien »Rasse«, Ethnizität und Klasse. So deutet er den Erfolg der mittlerweile sieben Teile umfassenden Kino-Saga um den fiktiven Boxer Rocky Balboa als Bewältigungsmaßnahme und Wiedergutmachung für das »Trauma«, das der US-amerikanischen Gesellschaft durch die Überlegenheit des schwarzen (muslimischen)

Boxers Cassius Clay alias Muhammad Ali zugefügt wurde. Demnach konnte offenbar die als Demütigung wahrgenommene Überlegenheit Alis erst durch Rocky alias Sylvester Stallone, den weißen Sohn italienischer Einwanderer aus der Unterschicht, der sich durch harte Arbeit und eine bis an die Grenze zur Naivität reichende Ehrlichkeit nach oben arbeitete bzw. boxte, wieder geheilt werden. Erst Rocky konnte die ursprüngliche Ordnung wiederherstellen, indem er seine wechselnden Gegner, die manchmal einfach nur schwarz oder während des Kalten Kriegs auch aus dem sowjetischen Russland sind, wieder auf ihre Plätze verwies und immer der moralische Sieger blieb – auch wenn er nicht immer gewann.

Der letzte Beitrag dieses Abschnitts stammt von *Kevin Hylton*, der mit Hilfe der Critical Race Theory (CRT) eine bislang in der deutschsprachigen (sport-)soziologischen Diskussion nur wenig beachtete postkoloniale Perspektive zur Analyse des Sports vorstellt. Im Gegensatz zu der üblicherweise distanziernten resp. vorgeblich wertneutralen Position herkömmlicher sozialwissenschaftlicher Theorien fordert die CRT ganz direkt zum politischen Aktivismus gegen Rassismus auf. Entsprechend geht die CRT davon aus, dass die im Sport vorhandenen Strukturen und Entwicklungen keineswegs unabhängig von den kategorialen Zugehörigkeiten der beteiligten Akteure (primär *race*, aber auch *gender* etc.) sowie den untrennbar mit ihnen verbundenen sozialen Ungleichheiten verlaufen.

### ***Impairment, disability* und Sport**

Der letzte Abschnitt des Sammelbands beschäftigt sich mit der Bedeutung der Kategorie Behinderung im Sport. Er beginnt mit einem Beitrag von *Bernd Wedemeyer-Kolwe*, in dessen Mittelpunkt eine Rekonstruktion der Geschichte des Behindertensports steht. Dabei holt er die Leser zunächst bei der heute weit verbreiteten alltagsweltlichen Annahme ab, der zufolge SportlerInnen mit Behinderung einen Nachteil gegenüber SportlerInnen ohne Behinderung haben und folglich auch nicht miteinander konkurrieren dürfen. Zumindest wurde das sowohl von Journalisten als auch von Wissenschaftlern anlässlich der Berichterstattung über den Fall des südafrikanischen Mittelstreckenläufer Oscar Pistorius immer wieder berichtet. Pistorius hatte versucht, – trotz einer beidseitigen Unterschenkelamputation – am Wettbewerb der Nicht-Behinderten teilzunehmen. Anhand historischer Beispiele zeigt Wedemeyer-Kolwe, dass es ähnliche Fälle auch schon früher gab und behinderte SportlerInnen in der Vergangenheit eben nicht systematisch von den Wettbewerben der nicht-behinderten ausgeschlossen worden sind. Aus dieser Perspektive erscheinen Forderungen nach Inklusion also weder neu noch originell zu sein. Tatsächlich könnte man eher den Eindruck

gewinnen, dass die Exklusion behinderter AthletInnen ein noch relativ junges Phänomen ist.

Ähnlich argumentiert der Beitrag von *Marion Müller*, in dessen Mittelpunkt die Frage steht, seit wann die sportlichen Leistungen von behinderten und nicht behinderten AthletInnen eigentlich als nicht miteinander vergleichbar gelten. Unter Rückgriff auf begriffshistorische Untersuchungen zeigt sie, dass die Personenkategorie der »Menschen mit Behinderungen« tatsächlich erst Mitte des 20. Jahrhunderts entstanden ist. Blinde, gehörlose oder gehbehinderte Menschen wurden also vorher gar nicht als Angehörige ein und derselben Kategorie wahrgenommen. Wenn es also die Behinderten-Kategorie erst seit den 1960-70er Jahren gibt, kann auch die Exklusion der Angehörigen dieser Kategorie aus dem Sport erst nach diesem Zeitpunkt erfolgt sein. Und tatsächlich entstand der »Behinderten«-Sport auch erst in dieser Zeit und bezog sich zunächst nur auf Menschen mit ganz bestimmten Behinderungen. Neben dieser historischen Rekonstruktion der Behinderten-Kategorie zeigt die Autorin anhand von zwei Fallstudien über Oscar Pistorius und Markus Rehm, wie die Behauptung einer Unvergleichbarkeit von behinderten und nicht behinderten Sportlern tatsächlich erst mit Hilfe aktueller Regeländerungen sowie biomechanischer Gutachten aufwendig hergestellt wird.

## **Ausblick**

Die hier versammelten Beiträge belegen eindrücklich die anhaltende Bedeutung von *gender*, *race* und *disability* als soziale Teilungsdimensionen des Sports. Trotz der Vielfalt des Sports, wie der Unterscheidung in Breiten- und (Hoch-) Leistungssport sowie der Differenzierung in zahlreiche Sportarten, lassen die hier vorgestellten Ergebnisse vermuten, dass die Herstellung und Inszenierung bestimmter Unterschiede zwischen Menschen zu den zentralen Funktionen sportlicher Praxis gehört. Allerdings scheinen sich sowohl die Zurechnungskriterien, entlang derer kategorisiert wird, als auch die Mechanismen zur Herstellung und Reproduktion von Differenzierungen qua *gender*, *race* und *disability* im Lauf der Zeit immer wieder zu verändern. Daher wären vor allem Fallstudien zu den einzelnen Sportarten und ihrer historischen Entstehungsgeschichte wichtig, in denen die Relevanz der verschiedenen Personenkategorien und deren Veränderungen vertiefend analysiert werden. Hier stehen systematische Analysen der Zugangsregelungen und Veränderungen der allgemeinen Regelwerke aus.

Darüber hinaus sollte in zukünftigen Untersuchungen noch deutlicher die Gleichzeitigkeit der verschiedenen kategorialen Zugehörigkeiten im Sport berücksichtigt werden. Da die bisherigen Versuche einer theoretischen Systemati-



sierung zur Erfassung der Wechselwirkungen verschiedener sozialer Mitgliedschaften (z.B. in Form von Intersektionalität oder Interdependenz) wenig erfolgreich waren, ist es möglicherweise hilfreich, sich bei den Analysen zunächst auf einen einheitlichen sozialen Kontext zu beziehen und die Simultaneität und wechselseitige Einflussnahme multipler Zugehörigkeiten innerhalb eines einzelnen Gesellschaftsbereichs wie dem Sport zu erfassen. Das könnte der Ausgangspunkt für zahlreiche weitere Forschungsarbeiten sein, die nicht nur in der Sportsoziologie anschlussfähig wären.

## LITERATUR

- Bendel, Klaus (1999): »Behinderung als zugeschriebenes Kompetenzdefizit von Akteuren. Zur sozialen Konstruktion einer Lebenslage«, in: Zeitschrift für Soziologie 28 (4), S. 301–310.
- Bernasconi, Robert (2001): »Who Invented the Concept of Race? Kant's Role in the Enlightenment Construction of Race«, in: Ders., Race, Malden/Oxford: Blackwell, S. 11–36.
- Block, Janis (2014): Geschlechtergleichheit im Sport. Mit besonderer Berücksichtigung der Diskriminierung von trans- und intersexuellen Sportlerinnen unter den Vorschriften des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes, Baden-Baden: Nomos.
- Bös, Mathias (2005): Rasse und Ethnizität. Zur Problemgeschichte zweier Begriffe in der amerikanischen Soziologie, Wiesbaden: VS.
- Brubaker, Rogers (2007): »Ethnizität ohne Gruppen«, in: Ders., Ethnizität ohne Gruppen, Hamburg: Hamburger Edition HIS, S. 16–45.
- Brubaker, Rogers (2016): Trans: Gender and Race in an Age of Unsettled Identities, Princeton: Princeton University Press.
- Buffington, Daniel/Fraley, Todd (2008): »Skill in Black And White: Negotiating Media Images of Race in a Sporting Context«, in: Journal of Communication Inquiry 32 (3), S. 292–310.
- Cornell, Stephen/Hartmann, Douglas 2007: Ethnicity and Race. Making Identities in a Changing World, 2. Aufl., Thousand Oaks et al.: Pine Forge Press.
- Davis, Laurel R./Harris, Othello (1998): »Race and ethnicity in US sports media«, in: Wenner, Lawrence A. (Hg.), Media Sport, New York: Routledge, S. 154–169.
- Entine, Jon (2000): Taboo. Why black athletes dominante sports and why we're afraid to talk about it, New York: Public Affairs.

- Frevert, Ute (1995): »Geschlecht – männlich/weiblich. Zur Geschichte der Begriffe (1730–1990)«, in: Dies., Mann und Weib, und Weib und Mann. Geschlechterdifferenzen in der Moderne, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 13–60.
- Gieß-Stüber, Petra/Sobiech, Gabriele (Hg.) (2006): Gleichheit und Differenz in Bewegung – Entwicklungen und Perspektiven für die Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft, Hamburg: Czwalina.
- Gildemeister, Regine/Hericks, Katja (2012): Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen, München: Oldenbourg.
- Hausen, Karin (1976): »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, in: Werne Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart: Klett, S. 363–393.
- Hawkins, Billy (2010): The New Plantation. Black Athletes, College Sports, and Predominantly White NCAA Institutions, New York: Palgrave MacMillan.
- Heintz, Bettina/Nadai, Eva (1998): »Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung«, in: Zeitschrift für Soziologie, 19 (3), S. 573–588.
- Heintz, Bettina (2010): »Numerische Differenz. Überlegungen zu einer Soziologie des (quantitativen) Vergleichs«, in: Zeitschrift für Soziologie 39 (3), S. 162–181.
- Heintz, Bettina (2016): »Wir leben im Zeitalter der Vergleichung.« Perspektiven einer Soziologie des Vergleichs«, in: Zeitschrift für Soziologie 45 (5), S. 305–323.
- Herrnstein, Richard/Murray, Charles (1994): The Bell Curve - Intelligence and Class Structure in America, New York: Freepress.
- Hirschauer, Stefan (1994): »Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit«, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46, S. 668–692.
- Hirschauer, Stefan (2014): »Un/doing Difference. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten«, in: Zeitschrift für Soziologie 43 (3), S. 170–191.
- Hoberman, John (1997): Darwin's Athletes. How sport has damaged Black America and preserved the Myth of Race, Boston/New York: Houghton Mifflin Company.
- Honegger, Claudia (1992): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750–1850, Frankfurt/M.: Campus.
- Laqueur, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt/M.: Campus.

- Le Clair, Jill M. (Hg.) (2012): *Disability in the Global Sport Arena. A Sporting Chance*, London/New York: Routledge.
- Müller, Marion (2006): »Geschlecht als Leistungsklasse. Der kleine Unterschied und seine großen Folgen am Beispiel der ›gender verifications‹ im Leistungssport«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 35 (5), S. 392–412.
- Müller, Marion (2007): »Das Geschlecht des Fußballs – Zur ›Polarisierung der Geschlechtscharaktere‹ im Fußball«, in: *Sport und Gesellschaft* 4 (2), S. 113–141.
- Müller, Marion (2009): *Fußball als Paradoxon der Moderne: Historische und ethnographische Analysen zur Bedeutung ethnischer, nationaler und geschlechtlicher Differenzen im Profifußball*, Wiesbaden: VS-Verlag.
- Müller, Marion/Zifonun, Dariuš (2010): »Wissenssoziologische Perspektiven auf ethnische Differenzierung und Migration: Eine Einführung«, in: Dies. (Hg.), *Ethnowissen. Soziologische Beiträge zu ethnischer Differenzierung und Migration*, Wiesbaden: VS-Verlag, S. 9–33.
- Schmuhl, Hans-Walter (2007): »Schwer behindert, schwerbehindert, schwerstbehindert. Begriffsgeschichtliche Betrachtungen zu den feinen Unterschieden in der Benennung von Menschen mit Behinderung«, in: Markus Dederich/Katrin Gruber (Hg.), *Herausforderungen. Mit schwerer Behinderung leben*, Frankfurt/M.: Mabuse, S. 23–37.
- Soeffner, Hans-Georg/Zifonun, Dariuš (2008): »Fußballwelten: Die Ordnungen ethnischer Beziehungen«, in: Sighard Neckel/Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Mittendrin im Abseits: Ethnische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 133–161.
- Stahl, Silvester (2011): *Selbstorganisation von Migranten im deutschen Vereinssport – Eine soziologische Annäherung*, Potsdam: Universitätsverlag Potsdam.
- Von Krockow, Christian (1974): *Sport, Gesellschaft, Politik. Eine Einführung*, München: Piper.
- Waldschmidt, Anne (2004): »›Behinderung‹ revisited. Das Forschungsprogramm der Disability Studies aus soziologischer Sicht«, in: *Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete* 73, S. 365–376.
- Wheeler, Roxann (2000): *The Complexion of Race. Categories of Difference in Eighteenth-Century British Culture*, Philadelphia: University of Philadelphia Press.